

Zwei Gedichte

Autor(en): **Dietiker, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 24

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643342>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

15. Juni 1935

Zwei Gedichte von Walter Dietiker.

Drei Wunder.

Ein Rösslein trinkt am klaren Quell,
Wie Seide glänzt das braune Fell.

Ein Birklein steht und lächelt hold.
Sein Blättergrün ist eitel Gold.

Nach dem Gewitter.

Das war der Sturm, mit Donnerhall
Schuf er der Wolken Stadt und Wall.
Sie drohten dunkel: hingestaut,
Wie man mit Blitz und Donner baut.

Und eine Nelke glüht. Ihr Duft
Steigt als ein Lied in laue Luft.

Drei Wunder nehm' ich wahr miteins —
Wer sagt mir noch, es gebe keins?

Nun kommt der Mond, und leise bricht,
Was dunkel ist, in seinem Licht.
Und silbern strahlt, indem sie fällt,
Des Sturmes hochgetürmte Welt.

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by E. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig.

2

Was kann aber Hannes Fryner dafür, daß ihn in diesem Augenblick etwas wie ein lehtes Ueberlegen ankommt? Wie angeworfen ist es da. Nicht zu seinem Vergnügen, er will die Stimme überhören; aber sie sitzt ihm hartnäckig immer wieder im Ohr: Was du tun willst, das ist das letzte — nachher ist es Schluß mit deiner freudigen Zeit. War es nicht schön, mit jungen Mädchen jung zu sein und sich in allerbesten Treuen mit dem und mit jenem ein wenig abzugeben? Die zwei Kinder auf dem Weidgang zum Beispiel? Die jüngere, das Rätterli — stell' es dir wieder einmal vor! Oh — sie kann einen so neckisch ansehen! Ihr Lachen ist zwar etwas kurz, aber man kann bei gutem Willen doch etwas damit anfangen. Nicht umsonst hast du dir doch zu vielen Malen in allem Ernst gelten lassen: um die möchte ich eigentlich immer sein! Dumm, daß du dann eines schönen Regentages ihren Vater im Wirtshaus zur Bergstube schwachen und schwadronieren hörtest! — Ja, der! Hannes Fryner schüttelt sich bei dem Gedanken, mit dem Weidgang-Samuel als mit seinem Schwiegervater am gleichen Tisch sitzen zu müssen. Ein Mensch, der über alle schlechten Taten Bescheid weiß und über alles loszieht, gilt bei den Berglern nicht viel. Ein Schnörri, sagt man. Und der Fuchsetbauer ist der größte Schnörri von allen, die man auf dem guten Berg Höchst

jemals hat quatschen hören. Er hätte ja Grund, ändern das Wort zu lassen. Sein Alter ist als Wilderer beim Fuchsetgraben verunglückt, worauf der wohlklingende Zuname des Höfleys „Im Fuchset“ anspielt. Ihm selber traut man in diesem Stück auch nur so lang, als man ihn im Auge hat. So folgt er wohl einem Naturtrieb, wenn er fleißig über andere loszieht und damit seine eigenen Sünden in den Schatten rückt. An Stoff kommt er nie aus. Er schimpft über alles, über schlecht und recht. Er schimpft über die Nachbarn, die mehr Land haben als er und doch die Steuern nicht allein bezahlen, über den Staat, der vierzehn der schönsten Galdengütlein um einen Schleuderpreis eingehandelt, um sie dann zu einem Wildgarten aufzuforsten; über die Aemtlischleder am Berg, weil sie dem Schwindel zugeföhren und vielleicht sogar Schmiergeld in den Sack gesteckt hätten. Er schimpft über den Herrgott, der die Maschinen erfinden ließ und der kein Einsehen habe, bis die braven Bergleute, Schang und Röbi, Gret und Naneli in der Fabrikhölle unten im Grund oder im Halbstädtchen Schönau gleichsam Züchtlerbrot essen mühten. „Ich schimpfe“, so erklärt er gewöhnlich zwischen hinein, „ich schimpfe nicht etwa zu meinem Vergnügen, sondern weil überhaupt geschimpft werden muß! Denn tät' ich es nicht, so würdet ihr siebenmal gescheiten Kartoffelstudenten euch gar einbilden, es sei euch sauwohl da oben am Berg!“